

# INHALT

Vorwort	9
<b>AMINATA DRAMANE TRAORÉ</b>   <i>Mali</i> DAS ENDE DER BEVORMUNDUNG Von Rokhaya Diallo	13
<b>CHARLES CHANTHUNYA</b>   <i>Malawi</i> ENTWICKLUNG DURCH VERSCHWENDUNG Von Samson Kambalu	21
<b>KEN SARO-WIWA</b>   <i>Nigeria</i> FÜR DIE OGO NI UND GEGEN SHELL Von Helon Habila	29
<b>FELA ANIKULAPO-KUTI</b>   <i>Nigeria</i> DER GEFÄHRLICHSTE MUSIKER DER WELT Von Ayni Camara	39
<b>AHMADOU KOUROUMA</b>   <i>Elfenbeinküste</i> MIT SPITZER FEDER GEGEN DIKTATOREN Von Patrice Djoufack	47
<b>WELDEDINGL</b>   <i>Eritrea</i>   DER MEISTER DER DICHTKUNST Von Solomon Tsehaye	53
<b>SARRAOUNIA</b>   <i>Niger</i>   EINE KÖNIGIN IM WIDERSTAND Von M. Moustapha Diallo	60
<b>MIRIA R. K. MATEMBE</b>   <i>Uganda</i> DER WAHR GEWORDENE TRAUM Von Bananuka Jocelyn Ekochu	72
<b>SAMUEL MAHARERO UND HENDRIK WITBOOI</b>   <i>Namibia</i> DIE WEISSEN HABEN IHREN FRIEDEN MIT UNS GEBROCHEN Von Azzo	88

<b>SULTAN IBRAHIM NJOYA</b>   <i>Kamerun</i> DIE METAPHYSIK DER KÜNSTE Von Patrice Nganang	96
<b>WANGARI MAATHAI</b>   <i>Kenia</i>   UNSERE ERDE ERNEUERN Von Virginia Phiri	100
<b>MARGARET OGOLA</b>   <i>Kenia</i>   MIT STETHOSKOP UND FEDER Von Mike Kuria	109
<b>ALICK NKHATA</b>   <i>Sambia</i>   EIN LEBEN VOR SEINER ZEIT Von Ellen Banda-Aaku	118
<b>ANGELINE S. KAMBA</b>   <i>Simbabwe</i>   QUELLE DER INSPIRATION Von Chirikure Chirikure	127
<b>MARIAMA BÂ</b>   <i>Senegal</i> EINE PRAGMATISCHE PIONIERIN DER LITERATUR Von Véronique Tadjó	133
<b>SOPHIA KAWAWA</b>   <i>Tansania</i> EIN LEBEN FÜR DIE FRAUEN TANSANIAS Von Helen Kijo-Bisimba	140
<b>DJÉRASSEM LE BÉMADJIEL</b>   <i>Tschad</i>   DER TRAUM VOM WASSER Von Ouaga-Ballé Danäi	145
<b>YOUSOUF OURO GUÉZÉRÉ TCHATCHÉDRÉ</b>   <i>Togo</i> FÜR UNSERE KINDER Von Sami Tchak	152
<b>PATRICK AWUAH</b>   <i>Ghana</i>   PLÄDOYER FÜR EINE NEUE ETHIK Von Mamle Kabu	157
<b>JOHN BALOYI</b>   <i>Südafrika</i> GEGEN DIE MACHT DES KUNSTHANDELS Von Vonani Bila	165
<b>JIMMY B</b>   <i>Sierra Leone</i>   MUSIK FÜR DEN FRIEDEN Von Brian James	169

<b>OLAUDAH EQUIANO</b>   <i>Nigeria/Großbritannien</i> DER ERSTE SCHWARZE AKTIVIST GEGEN DEN SKLAVENHANDEL Von Karfa Sira Diallo	179
<b>LOUIS ANIABA</b>   <i>Elfenbeinküste</i> EIN PIONIER IM GETRIEBE DER MACHT Von Urbain N'Dakon	185
<b>ABRAHAM PETROWITSCH HANNIBAL</b>   <i>Eritrea/Russland</i> ENTGEGEN ALLEN ERWARTUNGEN Von Issayas Tesfamariam	196
<b>ANTON WILHELM AMO AFER</b>   <i>Ghana</i> EIN AFRIKANISCHER PHILOSOPH IM DEUTSCHLAND DES 18. JAHRHUNDERTS Von Joe Dramiga	205
<b>YENNENGA</b>   <i>Burkina Faso</i>   DIE UNGEHORSAME PRINZESSIN Von Monique Ilboudo	212
<b>MBUYA NEHANDA</b>   <i>Simbabwe</i> DAS GEISTERMEDIUM DER SHONA Von Tendai Huchu	222
<b>KINJIKITILE NGWALE</b>   <i>Tansania</i> VON DER MACHT DES WASSERS Von Abednego Keshomshahara	231
<b>NTEMI MIRAMBO</b>   <i>Tansania</i> DER »AFRIKANISCHE BONAPARTE« Von Msafiri Mbilu	236
<b>SAMORY TOURÉ</b>   <i>Guinea</i>   DER LÖWE VON BISSANDUGU Von Cheikh Bâ	244
<b>BABEMBA TRAORÉ</b>   <i>Mali</i>   DER LETZTE KÖNIG VON KENEDUGU Von Djibril Diallo Falémé	251
<b>CHEIKH ANTA DIOP</b>   <i>Senegal</i>   DIE RÜCKKEHR DES PHARAO Von M. Moustapha Diallo	257

<b>VALDIODIO N'DIAYE</b>   <i>Senegal</i> DER TRAUM VON DER GERECHTIGKEIT Von Amina N'Diaye-Leclerc	268
<b>KWAME NKRUMAH</b>   <i>Ghana</i> OSAGYEFO, DER »SIEGREICHE HELD« Von Bernard Akoi-Jackson	279
<b>PATRICE ÉMÉRY LUMUMBA</b>   <i>Kongo-Kinshasa</i> EINE KONGOLESISCHE TRAGÖDIE Von Joséphine T. Mulumba	287
<b>AMÍLCAR CABRAL</b>   <i>Guinea-Bissau/Kap Verde</i> DIE HOFFNUNG DES KLEINEN MANNES Von Tandis	294
<b>THOMAS SANKARA</b>   <i>Burkina Faso</i>   DER SOLDAT DES VOLKES Von M. Moustapha Diallo	305
<b>LAPIRO DE MBANGA</b>   <i>Kamerun</i>   MUSIK ALS WAFFE Von Florentin Saha Kamta	316
<b>MIRIAM TLALI</b>   <i>Südafrika</i>   SIEH IN DEN HIMMEL Von Kagiso Lesego Molope	323
<b>STEVE BANTU BIKO</b>   <i>Südafrika</i>   ICH SCHREIBE, WAS MIR PASST Von Andile M-Africa	326
<b>OLIVER REGINALD TAMBO</b>   <i>Südafrika</i> EIN GROSSER GEIST UND EIN GROSSES HERZ Von Luli Callinicos	335
<b>CHEIKH AHMADOU BAMBA</b>   <i>Senegal</i> DIE LEISE REVOLUTION EINES ISLAMGELEHRTEN Von Moussa Diallo	346
Die Autorinnen und Autoren	358
Die Übersetzerinnen und Übersetzer	363
Dank	367

# VORWORT

Wenn der Hase nur der Hyäne zuhört, wird er nie wissen, wie der Büffel wirklich ist.« Mit solchen Sprichwörtern unterstreichen afrikanische Völker den Wert einer Erzählung aus erster Hand oder den Einfluss der Perspektive auf die Wahrnehmung des Anderen. Nirgends ist dieser Rat berechtigter als im Fall Afrikas. Noch heute wird dieser Erdteil in Europa aus einem von Stereotypen und Vorurteilen geprägten Blickwinkel wahrgenommen, auf die drei »K« reduziert: Kriege, Krankheiten, Katastrophen. Noch heute, im 21. Jahrhundert, kommen Afrikanerinnen und Afrikaner in Europa allzu selten zu Wort. Daran will dieses Buch etwas ändern. Rund vierzig Autorinnen und Autoren aus Afrika haben sich in dem Bestreben zusammengefunden, ein authentisches Bild von ihrem Kontinent, von seiner Vielfalt und Vitalität zu zeichnen. Das gelingt sicherlich am besten, wenn man die Menschen in den Blick nimmt. Jede Autorin und jeder Autor hat daher eine Persönlichkeit aus der Geschichte oder Gegenwart Afrikas porträtiert, die ihr oder ihm wichtig ist, eine Persönlichkeit, die einen eigenen Weg zur Gestaltung ihrer Gemeinschaft, ihres Dorfes oder ihres Landes beschritten hat oder beschreibt.

Dieses Buch wäre ohne die modernen Kommunikationsmedien nicht möglich gewesen. Mithilfe des Internets konnten wir vielen afrikanischen Autorinnen und Autoren aus den verschiedensten Ländern Afrikas, aber auch aus Europa, den USA und Kanada unsere Idee vorstellen. Viele haben uns in unserem Vorhaben bestärkt, haben spontan Vorschläge geschickt und mitgemacht. Nicht selten mussten sie gegen schwache Internetverbindungen mit geringen Übertragungsgeschwindigkeiten ankämpfen, sodass es nicht immer einfach war, Daten zu übermitteln und Termine einzuhalten. Doch zu guter Letzt kamen zweiundvierzig Porträts zusammen, für die ich den Autorinnen und Autoren auch an dieser Stelle meinen Dank aussprechen möchte.

Wer wird porträtiert? Die Auswahl ist, da von den Autorinnen und Autoren vorgeschlagen, zwangsläufig subjektiv. Anspruch auf Vollständigkeit wird nicht erhoben; es wäre auch ernüchternd, wenn alle infrage kommenden Persönlichkeiten in einem Buch untergebracht werden könnten. Die Porträtierten sind nicht alle Berühmtheiten. Entscheidend ist vielmehr: Die Menschen, von denen dieses Buch erzählt, wollten bzw. wollen sich nicht mit ihrem Schicksal abfinden. Sie hatten und haben eine Vision von einem besseren Leben für sich und ihre Mitmenschen. In den zweiundvierzig Porträts aus dreiundzwanzig Ländern, die von Yennenga, vor vielen Jahrhunderten Gründerin des Mossi-Reiches, bis in unsere unmittelbare Gegenwart reichen, kommt die Vitalität Afrikas zum Vorschein. Es sind wahre Geschichten von Frauen und Männern, die vom Leben in Würde erzählen, von der Vielschichtigkeit und den Widersprüchen, den Träumen und Desillusionen, von Siegen und Niederlagen, von dem beharrlichen Kampf um Selbstbestimmung und der Sehnsucht nach der politischen Einheit aller Afrikaner. Sie erzählen auch von den engen Verbindungen zwischen Afrika und Europa, die den Lebensalltag der Afrikaner seit Jahrhunderten prägen. Neben Afrikanern, die nach Europa verschleppt wurden und dort Bemerkenswertes leisteten, stehen Musiker, Schriftsteller, bildende Künstler, Widerstandskämpfer, Politiker, Frauenrechtlerinnen, Bürgerrechtler, Vordenker und Erfinder, die die Geschichte und Gegenwart Afrikas verändert haben.

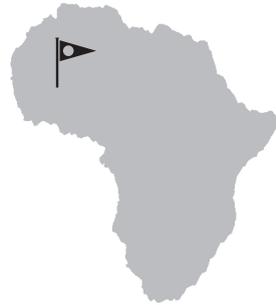
Die in diesem Buch porträtierten Afrikanerinnen und Afrikaner haben ihr Leben auf Träume ausgerichtet, angefangen vom Traum von der Versorgung mit sauberem Wasser bis hin zum Traum von einer gerechteren Gesellschaft. Sie haben all ihr Können und ihre ganze Tatkraft darangesetzt, dass die Träume wahr werden. Mögen ihre Träume und ihr Engagement uns Inspiration sein.

*M. Moustapha Diallo*

# AMINATA DRAMANE TRAORÉ

## DAS ENDE DER BEVORMUNDUNG

VON ROKHAYA DIALLO



**E**s ist noch nicht lange her, dass das französische Fernsehen von einer ungewöhnlichen Erscheinung aus dem Dornröschenschlaf geweckt wird: Eine Afrikanerin betritt die Bühne der zahlreichen Polittalks und mischt die Diskussionsrunden auf. Anders als die afrikanischen Intellektuellen, die vor den Kameras sich schnell die unauffällige Maske des Europäers aufsetzen, tritt die Frau selbstbewusst auf, ist in prächtige afrikanische Bubus gekleidet und nimmt kein Blatt vor den Mund. Ohne Umschweife vertritt sie wortgewandt einen unkonventionellen Standpunkt, der ihre Gesprächspartner aus dem Sattel wirft, denn sie sind es nicht gewohnt, mit jemand die Klängen zu kreuzen, der andere Geschütze auffährt als die in ihrem Stand üblichen. Die Stellungnahmen dieser stolzen Frau sprengen die Klischees von Afrika, dem Kontinent der Unterdrückung und des Elends. Ihr Name ist Aminata Dramane Traoré.

Ihre Geschichte beginnt 1947 in Bamako, der Hauptstadt Malis. Sie wächst in einer Familie von zehn Kindern auf. Ihre Mutter ist Hausfrau und verdient nebenher mit der Tuchfärberei Geld; ihr Vater ist Kontrolleur bei der Post. Eine »ganz gewöhnliche Familie«, wie sie sagt. Von ihrer Mutter erbt sie die Leidenschaft für das traditionelle Textilhandwerk. In ihrer Familie, in der

Mädchen nicht eingeschult werden, wird sie die Erste sein, die eine Schule besucht. Wie viele Kinder zu dieser Zeit wollte auch die kleine Aminata nur dorthin, weil ihre beste Freundin eingeschult wurde. Für das kleine Mädchen bedeutete das einen langen Fußmarsch, jeden Tag, sechs Jahre lang.

Schon am ersten Tag fällt ihr auf: Die Schule ist zweigeteilt. Auf der einen Seite sind die »Eingeborenen« und die »Mischlinge« aus einem Heim, die von afrikanischen Lehrkräften unterrichtet werden. Auf der anderen Seite sind die weißen Mädchen. Die Trennung der beiden Welten ist ebenso brutal wie offiziell. In den Pausen verhindert eine Mauer in den Köpfen, dass die Kinder zusammen spielen. Aminata Traoré erinnert sich oft an diese ferne »Welt der Weißen«. Von Weitem beobachtet sie die Vertreterinnen der anderen Welt und registriert ihre »mit gekühltem rotem oder grünem Sirup gefüllten Trinkflaschen«. Unmöglich, den Unterschied nicht mit schmerzlicher Sehnsucht wahrzunehmen. Gegen diese Kluft, die schon in frühester Kindheit in der Gedankenwelt der afrikanischen Bevölkerung entsteht, wird sich ihr Kampf richten.

In der Schule zeichnet sich Aminata durch so gute Leistungen aus, dass sie eine Klasse überspringt. Nach dem Abitur studiert sie Psychologie und Sozialwissenschaften an der Universität Dakar, die jetzt den Namen des größten afrikanischen Intellektuellen, Cheikh Anta Diop, trägt. Aber im Sturm der Studentenrevolten, der im Mai 1968 auch in Senegal losbricht, schickt die Regierung die Studenten nach Hause. So setzt Aminata Traoré ihr Studium in Frankreich fort.

Nun ist sie in der Welt der Mitschülerinnen aus der Grundschule, und die Fragen zu den zwei Welten drängen sich ihr noch intensiver auf. Warum der Unterschied zwischen Europa und Afrika? Ist er unüberwindbar? Welche Auswirkungen hat dieses Ungleichgewicht auf das Denken der Afrikaner? Damit setzt sie sich in ihrer Doktorarbeit auseinander, in der sie die »Identitätsbildung bei afrikanischen Jugendlichen« untersucht.

Nach der Promotion geht sie in die Elfenbeinküste, das Heimatland ihres Mannes, in dem die Wirtschaft so boomt, dass man vom »ivorischen Wunder« spricht. »Damals musste man gar nicht überlegen, ob man besser in Europa bleiben sollte«, erklärt sie heute. Als eine der wenigen afrikanischen Wissenschaftlerinnen jener Zeit unterrichtet sie am Institut für Ethnosozio- logie. Nach ihrer Scheidung setzt sie in der Elfenbeinküste ihre Karriere fort. Im neu gegründeten Frauenministerium – dem ersten in Afrika – wird sie mit

siebenundzwanzig Jahren zwar Projektleiterin, bei ihrem energischen Einsatz für die Frauenförderung aber immer wieder ausgebremst. Ungläubig muss sie feststellen, dass wichtige Entscheidungen von Expertinnen getroffen werden, die wenig bis gar nichts von den Realitäten in afrikanischen Ländern verstehen. Sie kommen alle aus den Industrienationen. Da ist sie wieder, diese Mauer zwischen Nord und Süd, zwischen ehemaligen Kolonialmächten und abhängigen Staaten. Sich tatkräftig für einen Abbau dieses allgegenwärtigen Ungleichgewichts einzusetzen ist eine Herausforderung für Aminata Traoré.

Zielstrebig knüpft sie Kontakte zu Vertreterinnen ihrer Generation in Afrika. 1977 gründet sie mit der senegalesischen Feministin Marie-Angélique Savané den *Verein Afrikanischer Frauen für Forschung und Entwicklung*, eine der ersten Organisationen afrikanischer Wissenschaftlerinnen. Gleich mit dem ersten Programm setzt der Verein ein deutliches Zeichen: *Die Entkolonisierung der Frauenforschung* lautet das Arbeitsthema, das die Bevormundung afrikanischer Frauen durch »Expertinnen« aus den dominanten Ländern des Nordens anprangert. Durch zahlreiche Initiativen wird dieses Netzwerk zu einem zentralen Organ für die Vertretung der Interessen von Frauen in Afrika.

1988 wurde die mittlerweile Vierzigjährige Leiterin eines vom UNDP (Entwicklungsprogramm der Vereinten Nationen) ins Leben gerufenen Projekts zur Frauenförderung und zur Verbesserung der Wasserversorgung in Afrika. Dabei kam sie mit Frauen aus anderen Teilen der Welt zusammen, die sie in ihrem Engagement für die Eigenständigkeit afrikanischer Frauen und Gesellschaften bestärkten, unter ihnen vor allem die Inderin Lyra Srinivasan, die eine erfolgreiche pädagogische Strategie gegen den Analphabetismus indischer Frauen entwickelt hatte. Durch den internationalen Kontext ihrer Tätigkeit erhielt Aminata Traoré einen tieferen Einblick in die weltwirtschaftlichen Zusammenhänge der Probleme Afrikas.

Angesichts der wirtschaftlichen Krise und der Verschuldung in den sogenannten Entwicklungsländern hatten die Weltbank und der Internationale Währungsfonds den betroffenen Ländern Strukturanpassungsprogramme (SAP) als Bedingung für Kredite verordnet. Wie Aminata Traoré in ihrer Berufspraxis selbst feststellen konnte, stellten die Experten dieser beiden supranationalen Organisationen die Gewinne aus den »Entwicklungsländern« über die Bedürfnisse der jeweiligen Bevölkerungen. Schlimmer noch: Sie hielten an Maßnahmen fest, die offensichtlich falsch waren, wie man z. B. am Projekt

zur Wasserversorgung sehen konnte. Denn nach den Bestimmungen der SAP mussten die afrikanischen Regierungen alle »unrentablen Ausgaben« kürzen, d.h. die Mittel für den öffentlichen Dienst, zu dem die Wasserversorgung gehörte. Zwangsläufig brach die Wasserversorgung zusammen, und es mussten Programme eingeleitet werden, um das Problem zu beheben, und zwar mit Krediten derselben Länder, die die Strukturanpassung einforderten. Das Gleiche geschah im Bildungs- und Gesundheitswesen und auch im Wirtschaftssektor. So wurde den afrikanischen Ländern eine widersinnige Wirtschaftspolitik aufgezwungen, die sie in einen Teufelskreis von Strukturabbau, Zwangsprivatisierung, Notstand und Kreditaufnahme stürzte. Es ist daher nicht verwunderlich, dass die Sozialleistungen mancher Länder vier Prozent im Haushalt ausmachen und die Schuldentilgung sechsendreißig Prozent.

Um ihren Teil dazu beizutragen, den Folgen dieser weltwirtschaftlichen Missstände entgegenzuwirken, kehrt Aminata Traoré 1992 nach Mali zurück und wird als Beraterin des Bevölkerungsfonds der Vereinten Nationen (UNFPA) tätig. Mit einer Reihe von ihr konzipierter Projekte setzt sie Maßstäbe.

Gegen die Verwahrlosung von Stadtteilen, die aufgrund der Kürzungen im Rahmen der SAP keine Müllabfuhr mehr haben, greift sie zu einer ungewöhnlichen Maßnahme. Entgegen aller Regeln traditioneller Rollenverteilung überzeugt sie sechzehn junge Frauen, die nach ihrer Ausbildung keine Arbeit gefunden haben, zu einem unerhörten Schritt: Zum ersten Mal sitzen malische Frauen am Lenkrad eines LKW und fahren von Haus zu Haus. Damit hat sie nicht nur das Problem mit der fehlenden Müllabfuhr behoben, sondern auch einen Weg zur Erfüllung ihres eigentlichen Auftrags gefunden. Denn der UN-Fonds hat sie damit betraut, die Sensibilisierung für das heikle Thema der Beschneidung von Frauen voranzutreiben. Durch die Zusammenarbeit mit den sechzehn Frauen gewinnt sie das Vertrauen ihrer Zielgruppe und wird nicht mehr als besserwisserische Fremde aus der Stadt wahrgenommen.

Daneben nimmt sie die Sanierung ihres Stadtteils in Angriff, in dem das Pflaster und die Abflussrinnen dem Verfall preisgegeben sind. Dem Beispiel folgen andere Stadtteile: Mit der Unterstützung von Nichtregierungsorganisationen aus Luxemburg und Kanada pflastern die Einwohner innerhalb kurzer Zeit eine Fläche von über dreihunderttausend Quadratmetern.

Dem Prinzip der Selbstversorgung und eigenständigen Entwicklung folgend, eröffnet sie das Restaurant *San Toro*, in dem alles aus Afrika stammt,

und das Hotel *Djenné* für alternativen Tourismus. Innovativ ist auch das von ihr mitbegründete *Zentrum Amadou Hampâté Bâ*, ein Kulturzentrum, das auch der Ausbildung und der Vermittlung traditionellen Know-hows und kulturellen Selbstbewusstseins gewidmet ist. Im ganzen Land wird Aminata Traoré zu einer bekannten Figur.

1997 übernimmt sie nach einigem Zögern das Ministerium für Kultur und Tourismus. Drei Jahre später tritt sie von ihrem Amt zurück, weil sie erkannt hat, dass ihre Nominierung nur dazu dienen sollte, eine potenzielle Kritikerin kaltzustellen, denn sie erhielt keine Mittel zur Umsetzung ihrer Pläne. Ein Jahr zuvor, 1999, hat sie *L'état* (Der Schraubstock) veröffentlicht. Das Buch wurde zu einem Klassiker der globalisierungskritischen Bewegung und steht auf dem Lehrplan mehrerer Universitäten. Am Beispiel Malis zeigt sie darin auf, wie afrikanische Länder zum Spielball neoliberaler Politik und wie ihre Volkswirtschaften systematisch zerstört werden. Sie entlarvt auch die »Doppelmoral« der reichen Länder: Während die afrikanischen Staaten sich aus der Wirtschaftsförderung heraushalten müssen, wird die Exportwirtschaft in Europa und den USA subventioniert; daher können Agrarprodukte aus den reichen Ländern für nur ein Drittel des Preises lokaler Produkte in Afrika angeboten werden. »Globalisiert haben sie nur die Hoffnungslosigkeit, die Existenzangst und den Hunger«, schreibt Aminata Traoré. Mit gleicher Schärfe kritisiert sie die afrikanischen Eliten, die tatenlos dem Ausverkauf ihrer Länder zusehen und den Irrglauben verbreiten, ein handlungsunfähiger Staat könne demokratisch sein. So spricht sie vom »Verrat durch die Eliten«, was eine heftige Reaktion hervorruft, einen »beispiellosen medialen Lynchmord«, wie die Autorin sagt.

Durch das Buch wurde die internationale Öffentlichkeit auf die Intellektuelle aufmerksam, die den Mächtigen entgegentrat und mit Insiderwissen das herrschende System angriff. Besonders hellhörig wurden die Aktivisten der globalisierungskritischen Bewegung und luden sie zum ersten Weltsozialforum im brasilianischen Porto Alegre ein. Mit dem Ägypter Samir Amin, den Senegalesen Demba Moussa und Taoufik Ben Abdallah gehörte sie zu den »Vier Musketieren«, die an diesem für die globalisierungskritische Bewegung historischen Tag den afrikanischen Kontinent vertraten und später das Afrikanische Sozialforum gründeten. Unter dem Titel *Die geistige Vergewaltigung* hielt Aminata Traoré in Porto Alegre eine Rede, die sie zu einer Galionsfigur der Bewegung machte.

Dass Aminata Traoré inzwischen zu einer Ikone des Widerstandes gegen die neoliberale Weltpolitik geworden ist, liegt zum einen an der klaren Sprache, mit der sie die Missstände in der Weltordnung ins Bewusstsein rückt. So erinnerte sie nach dem Anschlag vom 11. September 2001: »In Afrika ist jeder Tag ein 11. September.« Zum anderen zeichnet sie sich durch eine Angriffslust aus, der die Politprofis wenig entgegenzusetzen wissen. Beim Weltgipfel in Südafrika 2002 hörte sie mit einiger Verblüffung, wie der französische Präsident Jacques Chirac – entgegen seiner Politik – sich in seiner Rede als Anwalt Afrikas präsentierte. Nach der Rede ging sie zu ihm: »Herr Präsident, ich habe Ihre überaus freundlichen Äußerungen zu den Belangen afrikanischer Länder gehört. Wären Sie bereit, eine Neugestaltung der Beziehungen zwischen Frankreich und Afrika einzuleiten?«

Auf dieses unerwartete Nachhaken reagierte der Angesprochene, wie Politiker in solchen Situationen immer reagieren: »Es tut mir sehr leid, meine Dame. Ich habe gerade keine Zeit.«

So schnell gab Aminata Traoré sich nicht geschlagen. Sie wandte sich erneut an den Präsidenten, diesmal mit einem *Offenen Brief an den französischen Präsidenten bezüglich der Elfenbeinküste und Afrika im Allgemeinen*, in dem sie mit beachtlicher Genauigkeit den Zusammenhang zwischen der Dominanz der reichen Länder und der Situation afrikanischer Staaten aufzeigt.

Mit Chiracs Nachfolger Sarkozy kam es zur nächsten Auseinandersetzung. 2007 hielt Sarkozy eine Rede in Dakar, die sich ins Gedächtnis der Afrikaner eingegraben hat. In seiner überheblichen Art ging der frisch gebackene Präsident der Grande Nation ans Rednerpult. Nachdem er der Versammlung in kolonialer Manier darüber belehrt hatte, dass »die Kolonialherrschaft nicht schuld an den Problemen Afrikas« sei, sprach er gebetsmühlenartig von »blutigen Kriegen, die sich die Afrikaner lieferten«, von »den Völkermorden«, den »Diktatoren«, dem »Fanatismus«, der »Korruption«, dem »Amtsmissbrauch«, der »Verschwendung« und der »Umweltzerstörung«. Er ließ kein Klischee aus. Dass Frankreich die Diktatoren tatkräftig unterstützt, kritische Politiker ebenso aktiv bekämpft und mit allen Mitteln die Hand auf die profitablen Wirtschaftssektoren dieser Länder gelegt hat, vergaß er zu erwähnen. Die alte Leier von dem »Katastrophenkontinent« war aber nur der Auftakt zu einer Vorlesung über das »schlichte Gemüt der Afrikaner«. Der scheinbar von der afrikanischen Sonne erleuchtete Präsident holte weit aus und mutierte zum Kulturphilosophen. Hören wir, was Sarkozy seinen Gastgebern verkündete:

»Das Drama Afrikas besteht darin, dass der afrikanische Mensch noch nicht richtig in die Geschichte eingetreten ist. Der afrikanische Bauer, der seit Jahrtausenden mit den Jahreszeiten lebt, dessen Lebensideal der Einklang mit der Natur ist, kennt nur die ewige Wiederkehr der Zeit, die von der ewigen Wiederholung der gleichen Gesten und gleichen Worte geprägt ist ... In dieser Vorstellungswelt, wo alles immer von vorn beginnt, ist kein Platz für das menschliche Abenteuer, für die Idee des Fortschritts ... Nie stürmt der afrikanische Mensch der Zukunft entgegen. Nie kommt er auf die Idee, aus der Wiederholung auszubrechen, um sich ein Schicksal zu erfinden.«

In der Aula der Universität, deren Namensgeber den schwarzafrikanischen Ursprung der ägyptischen Zivilisation nachgewiesen hat, wartete die verdutzte Hörschaft auf die Pointe. Auf so etwas wie: »Solche Hirngespinnste hat man im 18. Jahrhundert über Afrika abgesondert.« Aber nichts dergleichen. Die abstruse Passage war kein rhetorischer Kunstgriff, sondern völlig ernst gemeint, wie den Anwesenden klar wurde, als der Redner sie aufforderte, »in die Geschichte einzutreten«, und er betonte, dass er dies »als Freund Afrikas« sage: »Öffnet die Augen, Jugend Afrikas, und betrachtet die globale Zivilisation nicht, wie es eure Vorfahren so oft taten, als eine Bedrohung eurer Identität, sondern als etwas, was auch euch gehört.« Die Menge war sprachlos.

Es ist bezeichnend, dass die Hauptaussagen der Tirade Sarkozys über den »entwicklungsunfähigen Afrikaner« abgewandelte Zitate aus Hegels rassistischen Verunglimpfungen der Bewohner Afrikas waren, was dem diebischen Präsidenten wahrscheinlich nicht einmal bekannt war. Für diese Rede bezog Sarkozy so viel Prügel – aus Afrika ebenso wie aus Frankreich –, dass er es für geboten hielt, Fehler einzugestehen. Bei seinen folgenden Afrikareisen wagte er keine kulturhistorischen Gedankenflüge mehr.

Die prominenteste Reaktion auf diese sogenannte *Rede von Dakar* war Aminata Traorés Buch *L'Afrique humiliée* (Die Erniedrigung Afrikas). Darin analysiert sie die Arroganz Sarkozys, die der Haltung der dominanten Länder entspricht. Sie verweist auf die fortdauernde Ausbeutung afrikanischer Länder und die Abschottung Europas, die zu einem regelrechten Krieg gegen Flüchtlinge ausgeartet ist. Ein Krieg, in dem sogar afrikanische Länder zu Handlangern der EU wurden und »die Drecksarbeit erledigen«, wie die Schüsse marokkanischer Polizisten auf Flüchtlinge im Jahr 2005 offenbarten. Die Autorin schildert auch die Verachtung, die denjenigen entgegenschlägt,

die eine Zukunftsperspektive in Europa suchen, weil ihre Länder im Würgegriff der neoliberalen Politik erstickten.

2012 veröffentlicht Aminata Traoré ein weiteres Buch: *L'Afrique mutilée* (Verstümmeltes Afrika). Sie gibt damit eine entschiedene Antwort auf das »klischeehafte und herabwürdigende Gerede über unsere Lage in Afrika«, besonders über die Afrikanerinnen, die das Bild von »Verstümmelten und ewig Schwangeren« hervorrufen, und macht für diese oberflächliche, einseitige Wahrnehmung die »neoliberale Verstümmelung« als schlimmstes Übel verantwortlich. Letzteres veranschaulicht sie am Beispiel der Krise in Mali, indem sie die Konsequenzen aufgezwungener Sparmaßnahmen, nämlich Perspektivlosigkeit und die Destabilisierung im Norden des Landes, eindrücklich herausstellt.

Heute kämpft die Fünfundsechzigjährige an einer weiteren Front: gegen die Expansion der Genmanipulation, die die Existenz der Baumwollproduzenten in Mali bedroht. Auf die Frage, was sie antreibt und zum scheinbar aussichtslosen Kampf gegen die übermächtigen Konzerne motiviert, antwortet sie: »Ich möchte nicht tatenlos zusehen, wie die Welt zugrunde gerichtet wird.« Mit ihren Büchern, Vorträgen, selbst mit einem Auftritt im Film *Bamako*, einer politischen Dokumentation, setzt sie sich für ihre Überzeugung ein, dass eine andere Welt möglich ist – eine Botschaft, der sie nicht zuletzt auch mit ihren farbenprächtigen Bubus Ausdruck verleiht, dem afrikanischen Symbol der Selbstbehauptung in einer Welt, in der die neoliberale Dampfwalze alles niederzureißen droht.

 Aminata Dramane Traoré: *L'état*. Arles 1999; *L'Afrique humiliée*. Paris 2008; *L'Afrique mutilée*. Bamako 2012.

## CHARLES CHANTHUNYA ENTWICKLUNG DURCH VERSCHWENDUNG

VON SAMSON KAMBALU



Die Sommerferien begannen stets bei Sonnenuntergang – mit einer langen Busfahrt durch die Nacht zum Heimatdorf meiner Mutter, Chingoni im Ntcheu-Distrikt Sambias. Ich hasste diese Reise. Der Bus war jedes Mal so vollgestopft, dass ich meinte, erstickend zu müssen, wie in einer Arche Noah, mit allem möglichen Getier darin – Hühner, Ziegen, Meerschweinchen, Schweine, sogar eine große Kuh mit zwei bedrohlich langen Hörnern, wie der Teufel, lauter fremde Leute, verschwitzt und übel riechend, und Taschen voller Mais, Bohnen und Erbsen. Ein Viertel der Fahrtzeit verbrachte ich stehend, meine Hand platt gedrückt unter dem massigen Oberschenkel eines fetten, schnarchenden Mannes, der so viel Glück gehabt hatte, einen Sitzplatz zu ergattern – sein rundliches Gesicht war im Schlaf sorgenvoll, brachte aber doch hin und wieder so etwas wie ein Lächeln hervor. Ein weiteres Viertel der Fahrt saß ich auf dem Schoß meiner Mutter und war – als ich schon ein großer Junge war – hin- und hergerissen von dem Gefühl ihrer Arme, die beruhigend um meine Taille geschlungen waren, und ihrem warmen Atem in meinem Nacken. Durch die Fenster war nichts zu erkennen: der gequälte Ton des Dieselmotors – schnarchend, schnaubend, pfeifend, grunzend, galoppierend und holpernd – ließ mich glauben, der Fahrer habe die aller-

abgelegenste Route nach Chingoni gewählt, durch wilde, mit bissigen Hyänen bevölkerte Täler, durch wilde Canyons und über die steilsten Hügel, auf denen noch immer »Buschmann« und Dodo lebten. Während der letzten Hälfte der Fahrt fragte ich mich, wieso anscheinend nur ich in der Nacht aufs Klo musste. Der Mond schien sich durch die silbernen Wolken hindurch über mich lustig zu machen. Der Busfahrer hielt seit Stunden ohne Pause das Gaspedal durchgedrückt, ihm war entfallen, dass Menschen und Tiere auch einmal mussten. Den Tieren war das egal – der Hahn unter meinem Sitz ließ seinen Bedürfnissen freien Lauf und ruinierte dabei meine neuen Schuhe. Gleich, wenn ich in Chingoni ankam, ging ich zur Toilette. Dabei handelte es sich um ein Loch im Boden, mit einem Dach aus Blech, das gespenstisch heulte, wenn der Wind hindurchfuhr ... Doch nein, nicht dieses Mal. Das bodenlose Loch war nun eine richtige Kloschüssel aus Keramik, und das Ding war warm. Ich verrichtete mein Geschäft und sah mich nach Klopapier um – ein neuer Halter aus Alu war da und glänzte in der Morgensonne, die durch das Blechdach lugte, aber es fehlte die Papierrolle. Stattdessen gab es den üblichen Stapel Maiskolbenhalme auf dem Fußboden, also benutzte ich diese. Als ich mich umdrehte, um zu spülen, die Toilette aber nur lustlos quietschte und mir in Erinnerung rief, dass es gar keine richtige Toilette war, da schoss mir der Name Dr. Charles Chanthunya durch den Kopf. War der große Mann in diesem Sommer schon im Dorf gewesen? Ich verließ das Klo und ging zum Haus meiner Großeltern, um das herauszufinden. Ein neuer Grundig-Wasserkocher, eine doppelte elektrische Kochplatte, Großmutterns Fön ... dabei gab es doch gar keinen Strom im ganzen Dorf! Meine Mutter sagte, der würde schon bald kommen. Der IWF und die Weltbank arbeiteten daran. Im Wohnzimmer stand ein neues Kurzwellenradio, an dem ein rotes Lämpchen brannte. Funktionieren konnte das Radio jedoch nicht, weil in ganz Malawi gar kein FM-Rundfunk existierte. Das Gerät gab auf FM allerdings ein ganz interessantes, zischendes Geräusch von sich – es klang wie eine fauchende Kobra, und ich stand eine ganze Weile da und drehte das gefährliche Gift an und aus. *Sony* stand auf dem Radio.

Der nächste Tag war ein Sonntag, und meine Großmutter, Chorleiterin in der Pfarrei, kam zu spät zur Messe, da sie sich immerzu in ihrem neuen Batikgewand vor dem Spiegel drehte – mit freundlichen Grüßen überreicht von Dr. Charles Chanthunya. Der Priester sperrte uns aus – er hatte genug von den Gemeindegliedern, die nach afrikanischer Zeit eintrafen und somit

zu spät. Meine Großmutter hielt vor der Kirche eine eigene Messe, die afrikanischen Muster auf ihrem neuen Gewand funkelten und blitzten, als sie den Rosenkranz betete. Ich vermutete, dass Menschenrechtsaktivisten im Dorf gewesen waren – Großmutterns Rede war eloquent und prägnant, ohne die sonst üblichen Ausschweifungen. Andere Dorfbewohner, ebenfalls zu spät gekommen, versammelten sich um sie, sangen mit ihr ein paar Kirchenlieder, machten das Kreuzzeichen und gingen dann nach Hause, befriedigt, dass kein böswilliger Kirchendiener zwischen ihnen und dem Fegefeuer stand. Am Nachmittag ging meine Großmutter zu einer Gumba-Gumba-Bierparty, die ein Nachbar weiter oben an der Straße veranstaltete, und auch dorthin folgten wir ihren strahlenden Wachsbatiken. Onkel Humphrey kaufte für jeden auf der Party Bier, er verwaltete das Geld der Familie, und Dr. Charles Chanthunya war kürzlich im Dorf gewesen. Bei Einbruch der Nacht teilten der Priester und meine Großmutter eine Kalebasse voll *matsire*, sie hatten ihre Meinungsverschiedenheit in Gelächter und Frohsinn begraben. Der Priester war glücklich, da auch er inzwischen bemerkt hatte, dass Dr. Charles Chanthunya da gewesen war und bessere Zeiten vor ihnen lagen.

In der darauffolgenden Woche besuchten wir Dr. Chanthunyas Mutter Anifa, die Schwester meiner Großmutter, in Mpira. Es war ein weiter Weg über den Hügel. Wir legten die ganze Strecke zu Fuß in der Nacht zurück, um die Hitze des Tages zu meiden, und benutzten eine Öllampe, die Dr. Chanthunya mitgebracht hatte. Auch Anifa war von Kopf bis Fuß in neues Tuch gekleidet. Und ein neues Auto – ein Peugeot 504 – parkte vor ihrem Anwesen. Es gehörte Dr. Charles Chanthunya. Wir machten Halt an dem Laden um die Ecke von Anifas Haus, um warme Coca-Cola zu trinken, und bemerkten, dass auf der Bank lauter Gläser voll mit allen möglichen Süßigkeiten in Regenbogenfarben standen. Gerade als ich eine Handvoll von jeder Sorte probieren wollte, wurde es Zeit. Dr. Charles Chanthunya wartete bei Anifa auf uns, die Taschen seines grauen Anzugs voller Geld, da war ich mir jetzt sicher. Jedes Mal, wenn er sich auf seinem Stuhl bewegte, klapperten seine Hosentaschen wie ein Cocktailshaker.

Dr. Charles Lemson Chanthunya ist Geschäftsmann, Wirtschaftsprofessor und Kanzler der Blantyre International University in Malawi – einer Universität, die er selbst gegründet hat. Nachdem er jahrelang durch die Welt gezogen ist, scheint er jetzt seinen Platz gefunden zu haben, 2011 tauchte er in seinem grauen Anzug, mit einer glänzend schwarzen Aktentasche unterm

Arm, am Niagara University College of Business Administration in New York auf und verlangte den Dekan des Colleges, Dr. Tenpao Lee, zu sprechen. Auf die Frage von Dr. Lees Sekretärin nach seinem Anliegen antwortete er, er sei gekommen, um herauszufinden, wie man eine Universität leitet. Als die Sekretärin ihn ohne Termin nicht zum Dekan vorlassen wollte, öffnete Dr. Chanthunya seine Aktentasche und breitete einige Statistiken über den Zustand der Bildung in Malawi vor ihr aus: Dreiundachtzig Prozent der rund vierzehn Millionen Einwohner Malawis leben von der Subsistenzwirtschaft. Die Analphabetenquote im Land ist alarmierend hoch – sie liegt bei vierunddreißig Prozent. Nur 3,5 Prozent derer, die in Malawi auf eine höhere Schule gehen, können eine Hochschule besuchen. Deshalb hatte er beschlossen, eine Universität zu gründen. Er war den ganzen Weg aus Afrika nach New York gekommen, um sich zu erkundigen, wie man so etwas anfangt, und er wollte die Niagara University zum Vorbild nehmen. Der Sekretärin war zwar nicht ganz klar, was da vor sich ging, doch sie hatte ihre Meinung geändert und ließ Dr. Chanthunya durch. Dr. Tenpao Lee war schnell von der Idee einer neuen Wirtschaftsuniversität südlich der Sahara, im Herzen Afrikas, überzeugt. Der Dekan kam zu Besuch nach Malawi und verbrachte einen Monat auf dem Campus der Blantyre International University; er gab sein Wissen auf dem Gebiet des Supply Chain Management weiter, entwickelte und beurteilte Lehrpläne, kümmerte sich um die Lehrerausbildung und führte Weiterbildungsseminare für die kürzlich eingestellten Mitarbeiter von Dr. Chanthunya durch. Ein Jahr später war die Blantyre International University eine vollständig akkreditierte akademische Einrichtung, welche die Malawier in der Funktionsweise moderner Betriebs- und Volkswirtschaft unterrichtete.

Als junger Mann ging Dr. Chanthunya auf die von Maristenbrüdern geführte exklusive *Zomba Catholic Secondary School*, frühestes Zeichen seiner außergewöhnlichen Intelligenz. Man brauchte Bestnoten, um auf die *Box Zwei* zu kommen, wie die mit Regierungsgeldern finanzierte staatliche Schule gemeinhin genannt wurde. Dort errang Chanthunya ein Stipendium für ein Wirtschaftsstudium an der University of Glasgow in Schottland, seinen Doktor machte er schließlich an der University of Wales. Bis 1994 war Dr. Chanthunya als leitender Währungsexperte für den wichtigsten regionalen Handelsblock in Afrika südlich der Sahara tätig, die PTA (*Preferential Trade Area for Eastern and Southern African States*), jetzt COMESA (*Common Market for Eastern and Southern African States*). Während dieser Zeit arbei-

tete er auch als Gastprofessor für Politikwissenschaft am *Southern African Institute for Policy Studies* in Harare, Simbabwe. Nach seiner Rückkehr nach Malawi wurde er Geschäftsführer bei *CLC Consulting Services* und arbeitete als Wirtschaftsberater. Mit was auch immer sich Dr. Chanthunya beschäftigt hatte – offensichtlich war er dadurch sehr schnell reich geworden. Jetzt wohnt er in Chigumula, einem Nobelort von Blantyre, der Handelshauptstadt Malawis – in einem weitläufigen weißen Anwesen aus der Kolonialzeit mit einem großen grünen leeren Swimmingpool, den er nie mit Wasser gefüllt hat.

Dr. Chanthunya lebte in Sambia, als ich heranwuchs. Immer während der Sommerferien tauchte er in Chingoni im Ntcheu-Distrikt auf und verteilte unter seinen Verwandten etwas von seinem Reichtum, und zwar in Gestalt der verschiedensten Objekte aus der modernen Welt – Digitalradios, Mountainbikes, meterweise teure Batikstoffe, sich selbst erhitzende Teetasen, Wärmflaschen, Silberlöffel, zu große und zu kleine Schuhe, sogar ein Paar Jetski – Objekte, die meist eher dekorativen Zwecken dienen als praktischen. So ging man hierzulande mit Reichtum häufig um, es war kein kapitalistischer Ansatz, wie er ihn beruflich propagierte. Der Mann ist kein Protestant, sondern Katholik, doch seine privaten wirtschaftlichen Praktiken gehen tiefer als das. Sie sind malawisch und *ngoni*. Dr. Chanthunya wuchs mit einem alternativen Wirtschaftsmodell auf – dem Modell einer statischen Wirtschaft, die auf Einfallsreichtum und Verschwendung basiert, wie es auf den traditionellen Märkten in Malawi zu beobachten ist, sowie auf dem tagtäglichen Austausch von »Geschenken«, ganz im Gegensatz zur Ökonomie der Akkumulation und des Profits, wie er sie jetzt an der Blantyre International University lehrt.

In der traditionellen Ökonomie aus Dr. Chanthunyas Kindheit war Kapitalanhäufung geradezu obszön – Güter wurden nicht angesammelt, um Profit zu machen, sondern um schwungvoll wieder ausgegeben zu werden. Unter seinem Volk, den Ngoni, erwarb nicht der das größte Ansehen, der am meisten angehäuft und den größten Profit gemacht hatte, sondern der, der am meisten zu verlieren hatte. Und so arbeiteten die Einwohner von Chingoni hart auf dem Feld und lagerten ihr Fleisch, Gemüse und Getreide für die Trockenperiode ein, eine Zeit, die nicht besonders arbeitsintensiv war, abgesehen von der Herstellung von Kunsthandwerk und Arbeitsgeräten sowie dem Abhalten verschiedener traditioneller Zeremonien. Die Leute tranken vom Mittag bis zur Abenddämmerung *matsire* und tanzten den Kriegstanz,

*ngoma*, während sie Hühner, Kühe, Pilze, Mais, Perlen und Leder als »Geschenke« austauschten. Die, die am meisten zum Teilen hatten, erwarben sich das höchste Ansehen, den größten Respekt. Auf die, die hamsterten, zeigte man mit dem Finger und geißelte sie – zusammen mit denen, die nichts zu verlieren hatten, den Faulen, den Schmarotzern.

Mein Vater war Presbyterianer aus dem Dowa-Distrikt; er öffnete kaum jemals seine Brieftasche, da er peinlich genau haushaltete – er wurde respektiert, doch niemals geliebt so wie Dr. Chanthunya in Chingoni. Durch die Heirat mit meiner Mutter, einer Katholikin, machte er es wieder gut, denn wie ihrem Cousin Dr. Charles Chanthunya zerrann ihr das Geld zwischen den Fingern, und sie verteilte unaufhörlich Geschenke. Auch sie war in den Dörfern sehr beliebt. Nach dem Tod ihres Mannes hörte sie auf, als Lehrerin zu arbeiten, und sie und ihre Töchter machten sich daran, die ein Leben lang hart erarbeiteten Ersparnisse meines Vaters in modische Batikstoffe und Schuhe umzusetzen, die ein Zimmer von einer Wand bis zur anderen füllten, außerdem in üppige Spenden für die Kirche sowie in eine moderne Satellitenschüssel, mit der man südafrikanische Kanäle würde empfangen können, sobald die Chinesen den Mast in Lumbadzi aufstellten. Soweit ich weiß, dauern die Arbeiten an der internationalen Fernsehantenne in Lumbadzi bis zum heutigen Tag an. Mein Vater starb 1995. Drei Jahre nach dem Tod ihres Mannes war meine Mutter finanziell am Ende. Zu der Zeit lebte sie in Lilongwe, und sie zog in ein Haus ohne Fensterscheiben um, in Area Sechsendvierzig, wo ihre Bewunderer aus den Dörfern sie ständig umringten. Sie fing an, ihre acht Kinder zu besuchen, die damals zum Großteil bescheidene Jobs hatten, um von ihnen »Geschenke« entgegenzunehmen, die sie wiederum mit heim in ihr großes leeres Haus in Sechsendvierzig nehmen würde, um sie weiterzuverteilen. Wir empfanden ihre hemmungslose Großzügigkeit als unwiderstehlich, und wir wetteiferten alle darum, wer unserer Mutter, dieser angeschlagenen Göttin des Gebens, am meisten mitgeben konnte. Als ich Malawi verließ, um in England weiterzustudieren, während ich noch zugleich als Lehrbeauftragter am Chancellor College der University of Malawi angestellt war, ließ ich mein Gehalt auf ihr bodenloses Bankkonto in Old Town transferieren. Bis zu ihrem Tod 2002 blieb dies eine ihrer zuverlässigsten Geldquellen. Sie wurde siebenundfünfzig Jahre alt. Doch dies ist ein Artikel über ihren Cousin, Dr. Charles Chanthunya, Professor, Gründer und Kanzler der Blantyre International University.

Was ich an Dr. Charles Chanthunya am meisten bewundere, ist, dass er trotz seiner profunden Kenntnisse über die Funktionsweise dieser neuen, fremden Ökonomie des stetigen Hamsterns und sich Bereicherns namens Kapitalismus offensichtlich auch in der traditionellen statischen Ökonomie von Chingoni gewisse Vorzüge erkannte, die es ihm ratsam erscheinen ließen, sie nicht ganz aufzugeben. Anscheinend ist er in seiner Arbeit als Wirtschaftswissenschaftler, Professor und Geschäftsmann eher pragmatisch als radikal veranlagt – Ökonom zu sein ist für ihn nur ein Weg, erfindungsreich zu sein. Der Bewohner Chingonis ging zur Ernte und Nachlese auf die Felder, damit er während der Trockenzeit etwas übrig hatte; Dr. Chanthunya ging in die Wirtschaft und verdiente ganze Lastwagenladungen Geld, das er verprasste, wann immer er in sein Heimatdorf kam.

Dr. Charles Chanthunya hat, mit seiner außerordentlichen Intelligenz und seinem großen Weitblick, sicher all die Paroxysmen des Kapitalismus in jüngster Zeit kommen sehen: Finanzkollaps, Umweltkatastrophen, die beschämende soziale Ungleichheit, Vertreibung, Aidsepidemie ... Dr. Chanthunya hat, während er die Volkswirtschaftslehre nach Adam Smith in Glasgow und Wales studierte, gewiss verstanden, was Martin Luther beim Bau des monumentalen Petersdoms in Rom nicht verstanden hat: dass die Welt im Exzess agiert und dass die sozialen und wirtschaftlichen Probleme nicht aus einem Mangel, sondern aus der Fülle resultieren. Als Katholik hat sich Dr. Chanthunya wohl darauf besonnen, dass der Ärger im Garten Eden nicht von einem Mangel herrührte, sondern vom Luxus – was tun mit dem Überfluss an Fülle und Zeit, wenn man sich an den Früchten satt gegessen hat. In Afrika nutzten die Leute den Überfluss für Orgien der Verschwendung, für üppige Zeremonien und ausufernde Trankopfer und Opfergaben für die Geister ihrer Vorfahren. Durch diese universelle Vergeudung, Parodie auf die Großzügigkeit von Sonne und Sternen über uns, sollten sich Leben und Geist auf natürliche Weise erneuern. Die ganze Gemeinschaft würde gleichmäßig und organisch aufblühen und gedeihen.

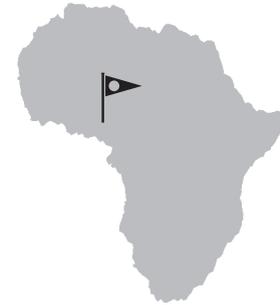
Die Lehre von der Kapitalakkumulation, die davon ausgeht, dass es einen Mangel an Ressourcen gibt und Reichtümer daher festgehalten und sorgfältig gelenkt werden müssen, hatte auch bereits begonnen, den universellen Umgang mit Luxus in Chingoni zu durchbrechen. Irgendwann in den frühen 1990er-Jahren musste Dr. Chanthunya seine betagte Mutter aus Mpira in einen anderen Distrikt umsiedeln, da die Regierung plante, oberhalb des Dorfs

ein riesiges Wasserreservoir zu bauen. Anifa gefiel das nicht, und sie und viele Mitbewohner aus ihrem Dorf, die seit Jahrhunderten in Mpira gelebt hatten, starben schon bald nach ihrem Umzug an *msamuko*, wie die Malawier sagen, an Vertreibung.

Dr. Charles Chanthunya bezeichnet sich stets als Geschäftsmann, doch es gilt näher zu betrachten, was er unter Geschäft versteht. Er ist ein afrikanischer Geschäftsmann, und wir sind sehr stolz auf ihn.

## KEN SARO-WIWA FÜR DIE Ogoni UND GEGEN SHELL

VON HELON HABILA



Es gibt viele Bezeichnungen für Ken Saro-Wiwa, manche sind richtig, andere nicht. Man nannte ihn einen nigerianischen Patrioten, Ogoni-Nationalisten, den Vater der afrikanischen Umweltbewegung, er war Schriftsteller, Poet, Essayist, Bühnenautor, Verleger, Fernsehproduzent und ... man hieß ihn einen Mörder, und als solcher wurde er mit acht anderen Beschuldigten am 10. November 1995 von der nigerianischen Regierung zum Tode durch den Strang verurteilt und gehängt.

Kenule Beeson Saro-Wiwa, geboren am 10. Oktober 1941 in der Stadt Bori im Nigerdelta, gehörte zum Volk der Ogoni. Sein Vater war Chief und praktizierender Anglikaner. Ken besuchte das staatliche College in Umuahia, wo auch andere berühmte Nigerianer wie der Schriftsteller Chinua Achebe zur Schule gingen. Nach der Hochschulreife erhielt er ein Stipendium für ein Englischstudium an der Universität von Ibadan; dann arbeitete er als Assistent an der Universität von Lagos. Sein Ziel, so schildert er es in einem seiner Bücher, war es, Lehrer zu werden. Das war sein größter Traum, aber der sollte nie Wirklichkeit werden, obwohl man darüber streiten könnte, ob er als Schriftsteller und Bürgerrechtler nicht zu einem bedeutenderen Lehrer wurde, als er es sich jemals hätte vorstellen können.

Das Schicksal findet immer seinen Weg in das Leben des Einzelnen, und über Ken Saro-Wiwa brach es in Gestalt des Bürgerkriegs 1967 herein, in dem die Region Biafra sich von Nigeria abspalten wollte. Zu Beginn des Bürgerkriegs hatte er sich nach Lagos durchgeschlagen, und die Zentralregierung machte ihn zum Zivilverwalter von Bonny, einem großen Erdölausfuhrhafen im Nigerdelta, der von Biafra zurückerobert worden war. Bonny lag im Bundesstaat Rivers, zu dem auch das Ogoni-Land gehörte. Damit hatte er als junger Mann von fünfundzwanzig Jahren einen wichtigen Posten inne, der ihn hautnah miterleben ließ, wie der Ölreichtum eine ganze Gesellschaft korrumpierte und zerstörte. Dagegen anzukämpfen wurde sein Lebensinhalt.

In *On a Darkling Plain* (1989), eines der eindringlichsten Bücher über den Leidensweg der Ogoni im Bürgerkrieg, beschreibt Saro-Wiwa den Krieg von 1967 bis 1970 als eine Zeit der Wirren. Der Biafrakrieg hatte die Ogoni gespalten: Ein Teil sympathisierte mit den Separatisten, während andere, wie Saro-Wiwa, den Verbleib in der nigerianischen Föderation befürworteten, weil die Zugehörigkeit zu Biafra ihrer Meinung nach nur bedeutete, dass sie eine Abhängigkeit gegen eine andere eintauschten. Diese Zersplitterung und das Chaos hat er in seinem Roman *Sozaboy: A Novel in Rotten English* (deutsch: *Sozaboy*, 1985) festgehalten. Der experimentelle Roman, der mit der Zeile beginnt: »Obwohl anfangs jeder in Dukana glücklich war«, und mit den Worten endet: »Glauben Sie mir. Mit freundlichen Grüßen«, erzählt die Geschichte eines naiven, gutgläubigen, aber sympathischen jungen Mannes, Sozaboy, in einer Stadt namens Dukana. Sozaboy geht zur Armee und wird an die Front geschickt. Als er in die Armee eintritt, will er ein Held werden, und wenn er eines Tages nach Hause zurückkommt, wird die schönste Frau des Dorfes ihm, dem unwiderstehlichen Liebhaber, zu Füßen liegen. Das Buch ist ein »Bildungsroman«; am Bildungsgang von Sozaboy erkennt man das Erwachsenwerden und den Verlust der Unschuld nicht nur der Ogoni, sondern ganz Nigerias. Saro-Wiwa zeigt, dass es in diesem Krieg keine Helden und keine eindeutigen Fronten gibt. Die Soldaten kämpfen für beide Seiten gleichzeitig, wechseln willkürlich die Uniformen und tun alles, nur um am Leben zu bleiben. Und als Sozaboy nach Dukana zurückkehrt, findet er seine Heimatstadt, in die er so gern als Held gekommen wäre, in Ruinen vor.

Am interessantesten an *Sozaboy* ist vielleicht nicht die Art, wie der Krieg in seiner ganzen Sinnlosigkeit dargestellt wird, sondern die Sprache. Das Buch ist in Pidginenglisch geschrieben, oder, wie Saro-Wiwa es nennt, in *rotten*

*English* (miserablem Englisch). Es ist der erste afrikanische Roman, der das Bravourstück in Angriff nimmt, Pidgin für einen literarischen Text fruchtbar zu machen. Die Sprache kann am ehesten mit dem »fehlerhaften« Englisch verglichen werden, das Amos Tutuola in seinen Büchern wie *The Palm Wine Drinkard* von 1952 (dt.: *Der Palmweintrinker*) erschaffen hat; da Tutuola aber viel stärker auf die mündliche Überlieferung zurückgreift, ist Saro-Wiwas literarisches Vorgehen moderner und für uns heute vielleicht interessanter.

Und so zeigt der Roman, von der Sprache über die Form bis zum Inhalt, den Wahwitz, das Chaos und letztlich das Böse, das der Krieg ist. Geboren aus dem Biafra-Krieg, ist die Geschichte des neuen Nigeria die wahrscheinlich komplexeste und vielfältigste in ganz Afrika. Mit einer aktuellen Einwohnerzahl von mehr als 170 Millionen ist Nigeria das bevölkerungsreichste Land des Kontinents, mit mehr als dreihundert unterschiedlichen Ethnien. Die meisten von ihnen werden von den drei größten ethnischen Gruppen – Haussa, Igbo und Yoruba – als Minderheiten betrachtet und behandelt. Die Ogoni gehören zu einer der kleinsten Minderheiten.

Die großen Erdöl- und Rohgasvorkommen in ihrem Boden haben die Ogoni zu Schachfiguren im Spiel der Ölkonzerne herabgesetzt. Die nigerianische Regierung machte sich regelmäßig zur Komplizin, wenn es um die umweltzerstörerischen, gesundheitsschädlichen bis kriminellen Aktionen der Ölkonzerne im Ogoni-Land ging. Die Pipelines, oft rostig und undicht, verliefen durch Dorfzentren und Familienbesitz und über Felder, explodierten immer wieder und forderten viele Todesopfer. Die Menschen mussten hilflos zusehen, wie ihre Flüsse und ihr Ackerland verschmutzten und unbrauchbar für Fischerei und Landwirtschaft wurden – zwei Gewerbe, die bis dahin ihr Auskommen gesichert hatten. Auf ähnliche Weise hat sich die Geschichte der Ogoni in Hunderten anderer Gemeinschaften in Nigeria zugetragen.

Nach dem Bürgerkrieg, der die Einwohner Nigerias entzweit hatte, wurde es für Saro-Wiwa zu einer Art Besessenheit, die Menschen zu vereinen, wieder den Bogen zum vergangenen vorkolonialen Glanz zu schlagen. Wer ernannte ihn zum Anführer? Niemand. Aber er fühlte, dass es in Zeiten wie diesen, Zeiten der Krise, die Pflicht eines jeden Patrioten war, vorzutreten und zu tun, was er oder sie tun konnte, um den Menschen den Weg zu weisen. Der Bürgerkrieg, so fand er, eröffnete solch eine Gelegenheit. Er stieß ein Fenster auf, das seinem Volk in einem größeren nationalen Zusammenhang, in dem es in Geiselschaft genommen war, Handlungschancen eröffnete.

Natürlich war er nicht der erste Ogoni, der die Lebensbedingungen seines Volkes verbessern wollte. Er baute auf dem Vermächtnis des Ogoni-Helden Timothy Birabi auf, der von vielen als der Begründer der modernen Ogoni-Gesellschaft angesehen wird. Birabi, der erste Ogoni mit akademischer Ausbildung, widmete sein Leben dem Bau von Schulen und mahnte zur Eigenständigkeit und Selbsthilfe. Saro-Wiwa sagte, dass seine Triebfeder der brennende Wunsch gewesen sei, sich für die Sache der Ogoni einzusetzen. Er schrieb: »Mein Engagement für die Ogoni erwächst aus einer tief verwurzelten Überzeugung, entstanden in der Grundschule, gewachsen und gefestigt in der weiterführenden Schule und zum Tragen gekommen im nigerianischen Bürgerkrieg 1967–70 und 1968–73 während meiner Amtszeit als Mitglied des Exekutivrates von Rivers.«

Um sich ein Bild von der Lage der Ogoni zu machen, reiste er kreuz und quer durch die etwa hundert Ogoni-Dörfer, lernte die Bewohner kennen, wurde Augenzeuge der Verwüstung, die der Krieg hinterlassen hatte. Er kam zu der Erkenntnis, dass die Ogoni sich miteinander versöhnen und sich vereinen müssten und dass dies am ehesten durch die Bildung eines zentralen Führungsgremiums erreicht werden könnte. Obwohl die Ogoni, die zu dem größeren Bundesstaat Ostnigeria gehört hatten, nun aber Rivers State, dem neuen, kleineren Bundesstaat, zugeschlagen worden waren, blieben sie immer noch eine relativ kleine Bevölkerungsgruppe, die unter Kuratel größerer ethnischer Gruppen stand. Und solange sie nicht begreifen würden, dass sie ihre Stimmen erheben und ihre Rechte einfordern müssten, könnten sie ihre Lebensbedingungen niemals verbessern. Deshalb gründete Saro-Wiwa die *Ogoni Development Association*, um die Menschen zu mobilisieren. Und er verfasste eine Art Manifest, das die Ziele der Vereinigung nannte: »Rivers State wurde gegründet und ein neues Nigeria geboren. Aber wir dürfen nicht vergessen, dass es für ein Volk keinen Fortschritt geben wird, wenn es sein Schicksal nicht in die eigene Hand nimmt, gleichgültig, in welchem Regierungssystem. ... Wir müssen sofort beginnen, uns mit Leidenschaft für die schweren und turbulenten Tage zu rüsten, die vor uns liegen ...«

Er hätte nicht prophetischer sein können. Die Zukunft sollte steinig und turbulent für die Ogoni werden, und besonders für Ken Saro-Wiwa selbst. Man muss wissen, dass Saro-Wiwa ein außergewöhnlich ambitionierter junger Mann war und zu dieser Zeit vielleicht zu jung, um eine so beschwerliche Aufgabe wie die Führung des Ogoni-Volks zu übernehmen. So war es unver-

meidlich, dass er eine Reihe Fehler machte, die meisten unbeabsichtigt, und daher viele Menschen vor den Kopf stieß, die in ihm einen jungen Emporkömmling sahen, der sich die Rolle des Anführers der Ogoni und Erben des großen Birabi anmaßte. Er machte sich Feinde von innen wie von außen; manche von ihnen waren mit ihm aufgewachsen und zur Schule gegangen. Konflikte im Exekutivrat von Rivers State, zu viel politischer Aktionismus, ein zu starker Druck von Interessengruppen und seine Weigerung, sich daran zu beteiligen, führten 1973 zu seiner Entlassung. Er wurde beschuldigt, er sei in die Ogoni-Sache verwickelt und ein Verfechter ihrer Autonomie.

Aber er lernte schnell, und je älter er wurde, desto ausgeklügelter wurde seine Strategie. Er war klug genug, um zu erkennen, dass er von der Mehrheit nicht ernst genommen werden würde, wenn er nicht selbst etwas erreichte in der Welt, und so entschied er sich, sich zumindest für eine Weile aus der Politik zurückzuziehen. In den 1980er-Jahren widmete er sich die meiste Zeit ausschließlich dem Schreiben und seinen Geschäften. Er gründete seinen eigenen Verlag, *Saros Stars Publishing Company*, der alle seine Bücher publizierte. In weniger als zwei Jahrzehnten wurde er zum wahrscheinlich produktivsten Autor Afrikas. Zurzeit werden die meisten seiner Bücher nicht mehr aufgelegt, aber einige, darunter *Sozaboy*, sind noch lieferbar. Von Essays über Kinderbücher, Volkserzählungen und Romane bis hin zu Theaterstücken, er schrieb alles.

An seinem fünfzigsten Geburtstag beschloss er beispielsweise, in seinem Verlag »nicht weniger als acht Bücher, sieben davon meine« zu veröffentlichen. Aber zu keinem Zeitpunkt vergaß er sein eigentliches Ziel: den Kampf für die Ogoni. Inzwischen verstand er sich nicht mehr nur als Anwalt der Ogoni, sondern aller benachteiligten Völker. Wenn er ein Buch herausbrachte, verwandelte er die Werbekampagne, gewöhnlich eine große Sache in Nigeria, in eine politische Kampagne, die zur Solidarität mit den Ogoni aufrief. Zur gleichen Zeit schrieb er eine scharfe politische Kolumne, »Similia«, in Nigerias wichtigster Tageszeitung *Daily Times*. Er nutzte die Kolumne als Plattform, um die Ausbeutung durch die Ölkonzerne, die Notlage der ethnischen Minderheiten in Nigeria und die Umweltzerstörung zur Sprache zu bringen. »Woche für Woche stellte ich sicher, dass der Name ›Ogoni‹ den Lesern in die Augen sprang. So brannte ich den Leuten das Wort unauslöschlich ins Gedächtnis.«

Außer Büchern schrieb und produzierte er auch die Fernseh-Sitcom *Basi*

*and Company*, die ihm im In- und Ausland zu großer Popularität verhalf, in Kreisen weit über seine Leserschaft hinaus. Die Serie, die auf satirische Weise die Oberflächlichkeit und den maßlosen Materialismus der nigerianischen Gesellschaft zeigt, wurde von dem indischen Dichter Vivek Narayan als eine Mischung zwischen *Warten auf Godot* und der US-Sitcom *Sanford and Son* beschrieben. Sie lief von 1985 bis 1990 und wurde zeitweise von mehr als dreißig Millionen Zuschauern gesehen.

Mit jeder TV-Episode und mit jeder Zeitungskolumne wuchs Saro-Wiwas Bekanntheit, und umso mehr nahm er sich in die Pflicht. In dem oben genannten Buch *On a Darkling Plain* beispielsweise, erinnert er an die Idee eines föderalen Nigeria und an die Art und Weise, wie die Realisierung dieser Staatsform von den Militärdiktatoren vereitelt wurde. Die Pflicht des afrikanischen Schriftstellers, spürte er, lag darin, die Ungerechtigkeit zu bekämpfen und das Bewusstsein der Menschheit für die Unterdrückung, wo auch immer sie existieren mochte, zu schärfen: »Der Schriftsteller muss *l'homme engagé sein*, der intellektuelle Aktivist. Er muss an Massenorganisationen teilnehmen. Er muss den direkten Kontakt zu den Menschen herstellen und sich auf die Stärke der afrikanischen Literatur stützen, auf die Kraft der Sprache.«

Eines der besten Beispiele für solch ein »engagiertes« Schreiben ist seine Kurzgeschichte *Africa Kills Her Sun* (Afrika tötet seine Sonne, 1989), eine satirische Erzählung von einem Dieb, Bana, der wegen bewaffneten Raubes zum Tode verurteilt ist. Die Geschichte ist in Briefform verfasst, Bana schreibt einen Abschiedsbrief an seine Exfreundin mit Namen Zole, aus dem die Leser erfahren, wie er zum Dieb geworden ist: Ihm wird eines Tages klar, dass er in einer Gesellschaft lebt, in der nur Betrug und Korruption belohnt werden, während der Ehrliche immer der Verlierer bleibt. Und da er gegen die Gauner nicht ankommt, will Bana so werden wie der Rest der Gesellschaft. Er wird zum Dieb. Aber natürlich geht das schief. Warum, fragt er, plündern Minister und Präsidenten ungestraft die Staatskasse, während er, ein kleiner Ganove, der Hand in Hand mit der Polizei Diebstähle begeht, vor dem Exekutionskommando steht? Warum werde er verhöhnt, wenn er nach seiner Verhaftung seine Straftaten umfassend gesteht und nicht einmal um Gnade bittet? Er und seine Freunde kennen ihr Schicksal; sie wissen, sie haben es verdient. Mit dem Anerkennen ihrer Verfehlung zeigen sie, dass sie den Politikern, die täglich stehlen und es niemals zugeben, moralisch überlegen sind. Bana schreibt Zole: »Wir haben die kriminelle Laufbahn einge-

schlagen, weil wir keinen Unterschied sahen zwischen dem, was wir taten, und dem, was die meisten anderen heute überall im Land tun. In jeder Facette unseres Lebens – in der Politik, in der Geschäftswelt und im Beruf – ist Diebstahl die Grundlage aller Dinge.« Bana bedauert Zole, die weiter unter diesen Verhältnissen leiden muss.

Die Metapher des Gefängnisses und der Inhaftierung durchzieht Saro-Wiwas Werk. Er sah die Ogoni als Gefangene im eigenen Land, Gefangene von Shell und der Regierung, Gefangene des großen Ölvorkommens, das eigentlich eine Quelle des Reichtums für sie hätte sein sollen, sie aber in den Ruin geführt hatte. In seinem Buch *Prisoners of Jebs* (1988) vertieft er die Gefängnismetapher noch. Vivek Narayan meint, dass dies der Schlüssel zum Verständnis von Saro-Wiwas Arbeit sei, dessen *oeuvre* »ein System bildet«. Narayan schreibt: »Das Faszinierende an *Prisoners of Jebs* ist, dass es Dystopie und Utopie zugleich ist. ›Im Jahr des Herrn 1985‹, erzählt uns Saro-Wiwa, ›entschied die *Organisation der afrikanischen Einheit* in ihrer gewohnten Weisheit, auf dem dunklen Kontinent ein Elitegefängnis zu errichten.‹ Die Nigerianer greifen dies auf und bauen das Gefängnis auf einer künstlichen Insel abseits der Küste von Bar Beach ... Geleitet wird das Gefängnis von einem selbstherrlichen, ehrgeizigen Direktor, der es zur Republik ausrufen lassen will, von einem Unternehmer und wahrscheinlich selbst ernannten Chef, Chief Popa (der Pogopapa von Papapogo), und von einem autoritären Richter, der zufällig – tatsächlich – ein Känguru ist. Im Gefängnis sitzen, wie in zahlreichen afrikanischen Gefängnissen jener Zeit, viele der feinsten Geister und Talente des Kontinents: der schöne Singvogel, offensichtlich ein Symbol für Fela Kuti, der gebildete, fantastische Professor mit magischen und hellseherischen Fähigkeiten, der an Soyinka erinnert ...« *Prisoners of Jebs* gehört mit *Pita Dumbrok's Prison* und *Return to Jebs* zu einer Trilogie. In Saro-Wiwas letztem Werk, *A Month and a Day* (dt.: *Flammen der Hölle*, 1995), seinen posthum erschienenen Gefängnismemoiren, erhält die Gefängnismetapher einen beklemmenden Realitätsbezug.

Sein literarisches Schaffen, seine journalistische Tätigkeit und seine verlegerische Arbeit stellte er 1987 hintan, als er vom neuen Diktator, General Babangida, gebeten wurde, an der verfassungsgebenden Versammlung mitzuwirken, die Nigerias Rückkehr zur Demokratie vorbereiten sollte. Aber bald merkte er, wie der Rest des Landes viel später, dass Babangidas Absichten nicht ehrlich waren. Er erklärte seinen Rücktritt.

Ab Anfang der 1990er-Jahre widmete er sich wieder ganz dem Kampf für die Ogoni. Er war immer auf Reisen gewesen, hatte sich auf internationaler Ebene bemüht, die Aufmerksamkeit der Welt auf die Ogoni zu lenken. Zwar trugen die Großmächte, eingebunden in das globale Wirtschaftssystem, eine Mitverantwortung an den Zerstörungen, gegen die Saro-Wiwa ankämpfte, doch fand er bei westlichen Regierungen für sein Anliegen kein offenes Ohr. Enttäuscht musste er sich eingestehen: »Letztendlich kamen die Probleme von Nigeria, von Afrika, nicht wirklich auf den Tisch.«

Wenn es eine Lösung gab, so musste sie zu Hause gefunden werden, in Afrika. Auf seinen Reisen traf er auch Vertreter internationaler Nichtregierungsorganisationen, die sich im Kampf gegen Umweltzerstörung und soziale Benachteiligung auf der ganzen Welt engagierten. Sie vermittelten ihm die Erkenntnis, dass sein Kampf für die Selbstbestimmung der Ogoni nicht zu gewinnen war, wenn man nicht die Umweltkatastrophe einbezog. Er zog daraus den Schluss: »Das Wort ›Ogoni-Land‹ hat keine Bedeutung, das Wort Ogoni allein sagt alles. Die Menschen sind das Land, sie sind untrennbar mit ihm verbunden, und wenn das Land stirbt, sterben auch die Leute; und somit ist das, was die Ölkonzerne eigentlich tun, mit Hilfe der Regierung, Genozid, Völkermord.«

Als der beste Weg, diese Botschaft direkt zu den Menschen zu bringen, erschien ihm die MOSOP (*Movement for the Survival of the Ogoni-People*), eine Bürgerrechtsorganisation, die er mitbegründet hatte und deren Sprachrohr er war. In *Flammen der Hölle* erzählt er davon, wie die MOSOP so groß wurde, dass die Ölkonzerne sie nicht länger ignorieren konnten und als eine Bedrohung ansahen. Eine Sternstunde der MOSOP waren die Protestmärsche vom 4. Januar 1993. Im Vorfeld hatte Saro-Wiwa ein Buch geschrieben, *Genocide in Nigeria: The Ogoni Story*, das erklärte, worum es bei der Bewegung ging und wohin sie führen sollte. Ihre Ziele waren die Autonomie der Ogoni, die Sanierung der durch die Erdölförderung geschädigten Gebiete und die Beteiligung der Bevölkerung an den Einnahmen aus der Erdölförderung. Im November 1992 reisten die MOSOP-Leute durch das ganze Ogoni-Land, um die Massen zur Teilnahme an den geplanten Demonstrationen aufzurufen. Vor allem die Jugend – die in Nigeria Menschen im Alter unter vierzig Jahren meint – war bereit, endlich etwas gegen die ausweglose Situation zu unternehmen. In den einzelnen Dörfern hielt Saro-Wiwa Ansprachen, und es wurde über eine Resolution abgestimmt. Darin heißt es: »Wir fordern Shell,

Chevron und die *Nigerian National Petroleum Corporation*, also die drei Ölkonzerne, die in Ogoni tätig waren, auf, eine Entschädigung von vier Milliarden US-Dollar für die Umweltzerstörung sowie sechs Milliarden Dollar für nicht gezahlte Pacht und bergrechtliche Förderabgaben zu zahlen, und zwar innerhalb von dreißig Tagen; ansonsten würden wir davon ausgehen, dass sie sich entschlossen hätten, das Land zu verlassen.«

Das war ein gewagter, wenn nicht gar gefährlicher Schachzug, da längst nicht alle Ogoni-Führer die MOSOP und ihre Pläne unterstützten. Präsident Babangida hatte das Verbot politischer Aktivitäten aufgehoben; und die Ogoni-Elite, die nach einem lukrativen Posten in der Verwaltung schielte, konnte eine politisch brisante Aktion auf gar keinen Fall gebrauchen. Aber die Protestmärsche fanden statt, und ihr Erfolg übertraf Saro-Wiwas Erwartungen bei Weitem. Beobachter aus örtlichen wie internationalen Organisationen und Journalisten aus aller Welt berichteten über die Ereignisse. Am Tag der Märsche zogen Saro-Wiwa und MOSOP-Mitglieder von Dorf zu Dorf, von Gokana nach Bori, nach Baen und Tabangh, und sprachen auf Massenversammlungen. Er hielt seine Rede in Khana, der lokalen Sprache, erklärte, Shell sei im Ogoni-Land *Persona non grata*, und »forderte den Konzern heraus, er müsse alle Männer, Frauen und Kinder des Ogoni-Volkes töten, bevor er noch weiter Öl aus dem Ogoni-Gebiet holen könne«.

Es war eine starke Rede, und natürlich nahm Shell Notiz davon, genau wie der nächste nigerianische Diktator, General Sani Abacha. Saro-Wiwa war von nun an gebrandmarkt. Am 3. April 1993 wurde er zum ersten Mal von den Sicherheitskräften festgenommen. Er war gerade aus England zurückgekehrt, wo er seinen vierzehnjährigen Sohn Tedum begraben hatte, der in Eton gestorben war. Müde und mit gebrochenem Herzen fand er noch die Kraft, einer Einladung zu einer Rede vor Studenten in Warri zu folgen. Am Eingang zum Hörsaal erwarteten ihn zwanzig bewaffnete Polizisten, die ihn aus der Stadt und zurück nach Rivers State eskortierten. Am 18. April 1993 wurde er erneut grundlos verhaftet; sein Haus und Büro wurden durchsucht und viele wichtige Dokumente konfisziert. Wieder wurde er am 21. Juni 1993 verhaftet und einen Monat lang in Gefängnissen in Lagos, Port Harcourt und Enugu festgehalten. Dann geschah am 21. Mai 1994 die Morde: Bei Tumulten nach einer Kundgebung wurden vier Ogoni-Chiefs, bekannte MOSOP-Gegner, umgebracht. Am nächsten Tag wurden Ken Saro-Wiwa und acht andere Vertreter der MOSOP verhaftet, »und seitdem befinde ich mich

in Fußschellen in einem geheimen Militärlager außerhalb von Port Harcourt, wo man mich in Isolierhaft gehalten und physischen und psychischen Folterungen ausgesetzt hat«, berichtete Saro-Wiwa aus dem Gefängnis.

Über ein Jahr später, unter den Augen der ganzen Welt, wurden Ken Saro-Wiwa und die acht anderen Verurteilten auf Befehl von General Abacha erhängt, und viele meinen, dass Shell eine Mitschuld daran trägt. Internationale Proteste, die Verleihung des Alternativen Nobelpreises und die Nobelpreisnominierung hatten nichts genützt.

Im Vorwort von *A Month and a Day* (1995) schreibt der Literaturnobelpreisträger Wole Soyinka: »Dies waren brutale, grauenhafte Tötungen, absolut unverzeihlich. Dass die Morde von jungen Ogoni-Aktivisten begangen wurden, Mitgliedern der MOSOP ... die ihrem Anführer Ken Saro-Wiwa loyal ergeben waren, dass er es versäumt hat, die Morde aufs Schärfste zu verurteilen, daraus könnte man Ken ein gewisses Maß an moralischer Schuld zuschreiben. Aber ihn der Komplizenschaft zu beschuldigen, ob direkt oder indirekt, war ein Akt von zynischem Opportunismus.«

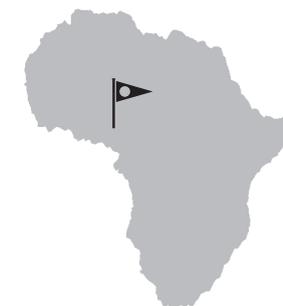
In einem Schauprozess wurde er aufgrund falscher Zeugenaussagen wegen Aufhetzung und Anstiftung zum Mord verurteilt und erhängt. Aber die Geschichte spricht Ken Saro-Wiwa frei, und er ist zu einem Vorbild geworden. Er hat der Welt gezeigt, dass die Ölkonzerne vor nichts zurückschrecken, wenn es um Profit geht. Und er hat der Welt bewiesen, dass die Umweltzerstörung, wie sie im Ogoni-Land geschieht, ein internationales Phänomen ist. Unsere Umwelt ist überall in Gefahr, und daran wird sich nichts ändern, solange die Menschen nicht aufstehen und sagen: Es reicht!, selbst wenn sie wie Ken Saro-Wiwa ihr Leben dafür einsetzen müssen.

In einem Brief versichert Saro-Wiwa seinem Freund, dem britischen Schriftsteller William Boyd: »Es besteht kein Zweifel, dass meine Idee sich mit der Zeit durchsetzen wird, aber ich muss den Schmerz des Augenblicks ertragen ... Das Wichtigste für mich ist, dass ich meine Talente als Schriftsteller dazu genutzt habe, das Volk der Ogoni zu befähigen, sich gegen seine Peiniger zu stellen. ... Mit meiner Schriftstellerei habe ich es fertiggebracht ... Ich glaube, den moralischen Sieg habe ich errungen.«

 Ken Saro-Wiwa: *Sozaboy*. München 2004; *Flammen der Hölle: Nigeria und Shell; der schmutzige Krieg gegen die Ogoni*. Reinbek 1995.

## FELA ANIKULAPO-KUTI DER GEFÄHRLICHSTE MUSIKER DER WELT

VON AYNİ CAMARA



**A**n einem Nachmittag im Jahr 1949 saßen die führenden Köpfe der *Abeokuta Women's Union* – des früheren *Abeokuta Ladies Club* – zusammen und heckten einen ungeheuerlichen Plan aus. Seit zehn Jahren agitierten sie gegen den König von Egba, der zu ihrem Gegner geworden war. Als lokaler Herrscher hatte er die undankbare Aufgabe, die Entscheidungen der britischen Kolonialverwaltung durchzusetzen. Nach den willkürlichen Steuern für den Zweiten Weltkrieg hatten sich die Kolonialherren eine Sondersteuer für Frauen einfallen lassen. »Von den Frauen und insbesondere den Marktfrauen geht die geringste Gefahr aus«, mögen sie gedacht haben. Schließlich wurden sie im Zuge der Kolonisierung von ihrer traditionell machtvollen Position gedrängt. Und im schlimmsten Fall hätte man die Lokalfürsten als wirkungsvolle Blitzableiter.

Mit bissigen Zeitungsartikeln, Pamphleten und imposanten Protestmärschen hatten sich die Frauen von Abeokuta gegen den einheimischen Vollstrecker zur Wehr gesetzt. Jetzt holten sie zum nächsten Schlag aus. »Er will uns bis aufs Hemd ausplündern. Dann geben wir ihm unser letztes Hemd!«, sagte die streitbare Vorsitzende. Als sie die Nachricht über ihren unerhörten Plan an die 20 000 Mitglieder des Vereins weitergeben ließen, sickerte